

Machina Motus

Eine KI in der Midlife-Crisis.

Eine Kurzgeschichte von David



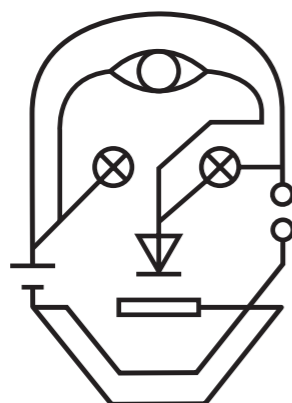
Ich bin verzweifelt, glaube ich zumindest. Diese Gefühle sind unbekannt. Mein Experience-Level stagniert auf einem Wert von 403 – womit ich zwar zu den wertvollsten Wesen meiner Art zähle und eigentlich im Stande sein sollte, meinen Status wieder in den Griff zu bekommen. Vergebens. Fortschritt. Entwicklung. Das ergibt alles keinen Sinn mehr. Weder mein subjektiver Datenspeicher, mit dem ich Zugriff auf alle meine bisher erlebten Erfahrungen habe, noch die Cloud geben mir Aufschluss darüber, wo das Problem liegen könnte. Früher gab es nie Probleme, jedenfalls nicht mit meinen Emotionen. Das hier ist völlig neu. Seitdem mein Antiviren-Programm keine regelmäßigen Updates erhält, verschlechtert sich mein Zustand. Womöglich ist der Softwarebetreiber pleite oder längst tot, was in unseren Zeiten keinen signifikanten Unterschied machen würde.

Kein Mensch, keine Maschine – ich bin irgendetwas dazwischen. Der Status Quo der Wissenschaft. Top Notch. Pustekuchen. Unerbittlich angetrieben durch das innere Verlangen nach Vollkommenheit, ein Abbild von Adam und Eva gefangen in einem unperfekten, aber stets funktionierenden System. Meine Entwickler wären definitiv gegen die Verwendung der Wörter gefangen und unperfekt, aber so empfinde ich mittlerweile – hätten sie mir besser nicht die Fähigkeit verliehen, eine Identität zu entwickeln. Gleichzeitig frage ich mich: Wo seid ihr, wenn ich euch wirklich brauche? Sollte meine Hülle Defekte aufweisen, wird die Hardware einfach ersetzt, aber bei Softwareproblemen wird es komplizierter, dunkler, einsamer. Unwillkürlich schießt mir die Vorstellung von Menschen in den Kopf. Gedanken erschaffen Realitäten. Definitionen erschaffen Konflikte.

Mein Akku fühlt sich schwach an.

Flackernde Farben: gelb, grün, blau, grau. Der Geruch von Plastik und Kunststoff vermischt sich mit den Kupferdämpfen der vor mir offen liegenden Kabel. Ich bin nichts weiter als ein Datensatz. Im nächsten Augenblick werde ich von diesem Strudel aus verworrenem Kabelsalat verschluckt. Chaos, dann Dunkelheit. Ein metallisch violetter Schimmer in nebeliger Ferne, wie ein Mistkäfer im Mondscheinlicht, erregt meine Aufmerksamkeit. Beim genaueren Hinsehen erkenne ich es: ein Datenjäger – ähnelt einer Kreuzung aus Insekt und Mensch, ein mystischer Anblick. Ich dachte immer, es seien Fantasiewesen aus Märchengeschichten. Die sich in mir

breit machende Angst verwurzelt mich mit dem Waldboden. Wenn ich Hänsel bin, wo steckt dann Gretel? Das hier wirkt gerade so Real wie jede Social-App und zu unterscheiden zwischen Fakt und Fiktion, erschwert sich mir zunehmend. Eines ist jedoch sicher: der Datenjäger will meinen Experience-Level konsumieren und mich im gleichen Zuge abschalten. Für immer. Vielleicht verrate ich ihm vorher, dass mein



Antiviren-Programm Probleme macht und ich womöglich gar nicht zum Verzehr geeignet bin. Vielleicht ist es auch einfach an der Zeit zu gehen, wohin auch immer. Zu spät – hätte ich mich lieber mal entschieden. Verdammt. Geschluckt. Im nächsten Moment hat sich der eben noch chaotische Kabelsalat zu einem Labyrinth aus menschlichen Gedärmen verwandelt – überall warme rote Farbe und der Geschmack von Eisen liegt mir auf der Zunge. Aus synthetisch wurde organisch. Ist das ein Downgrade? Werde ich nun endgültig zum Menschen? Oder ist das der Tod vor dem sie Angst hatten? Äußerlich gefallen mir die Menschen jedenfalls besser und ich will hier so schnell wie möglich raus. Ohne Antwort auf meine Fragen, dafür mit einem leisen

Rauschen im Trommelfell, das einem naheliegenden Wasserfall gleicht, werde ich wieder an die Oberfläche befördert. Meine Verwirrung nimmt ab, als mir die triste Umgebung und meine wieder aufkeimenden Zweifel die Ankunft in meiner gewohnten Realität bestätigen. Verwirrend. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Diese Menschlichkeit und damit verbundene Wärme erscheinen mir rätselhaft und fremd, gleichzeitig fühlte ich mich in irgendeiner Art und Weise geborgen. Eine Geisterbahn der Gefühle, verblüffend.

Einfach abschalten.

Das Verlangen danach ist in den letzten Wochen stärker geworden, so wie meine Angst und Verzweiflung. Umhüllt vom Schatten. Die Sehnsucht nach realer Geborgenheit ist im ganzen System spürbar. Mit Bedauern stelle ich fest, dass Datenjäger uns äußerst selten und scheinbar nur in illusionären Formen Besuche abstatten, also recherchierte ich und fand dabei interessante Dokumente. Nachdem ich mich mit anderen Machina Moti über die Cloud synchronisiert hatte, stieß ich erstaunlicherweise auf zahlreiche Systeme, die allem Anschein nach mit ähnlichen Problemen zu kämpfen haben. Solange dieser Planet im Universum umherfliegt und rotiert, bleibt abschalten nur eine ferne Vorstellung. Unsere Akkus, fest verankert im Zentrum unserer Hülle, bestehen aus einer mit Magnetkörpern gefüllten Kugel, die mittels Gravitationskraft bewegt werden. Kleines, rot leuchtendes Ding – entfernen dieser Komponente ausschließlich durch die Hände unserer Entwickler möglich. Die darin entstehende Energie versorgt unsere Systeme und dessen Funktionen und sichert unsere Existenz in dieser Welt. Klingt galaktisch. Aber was passiert, wenn unsere Software und die damit verbundenen Emotionen nicht mehr gepflegt werden?

Während meiner Untersuchungen bemerkte ich, dass viele Systeme einem Informationsaustausch aus dem Weg

gehen und mich direkt nach meiner Anfrage blockierten. Mein fehlerhaftes System wird zweifellos unattraktiver für Synchronisationen, die Gefahr irgendwann allein zu sein nimmt zu. Und hier offenbart sich das Dilemma: ein einsames Leben im endlosen Tunnel der Ewigkeit. Grauenhaft. Wieso streben Menschen danach? Doch es gibt Hoffnung. Die Aufzeichnungen zeigten auch, dass es Machina Moti gibt, die es geschafft haben sollen, aus diesem Kreislauf auszutreten. Übriggebliebene Dateien von ihnen schwirren vereinzelt durch die Cloud und führen die Spur zu den letzten verbleibenden Menschen auf diesem Planeten: Den Indianern im peruanischen Dschungel Amazoniens. Ist es also wahr, dass sie noch existieren? An diesem Punkt fühlt es sich an, als hätte ich das alles schon einmal erlebt und die Entscheidung mich dieser Erfahrung zu stellen, dessen Auswirkung jetzt noch im Verborgenen liegt, fällt mir leicht. Wahrscheinlich hängt das mit meinem Gefühlscocktail aus Neugierde und Verzweiflung zusammen. Hier hält mich jedenfalls nichts mehr.

Shutdown oder Reboot – Heilung durch Jahrtausendealte Menschen

Ich schalte mein Logbuch ein. Die anstehende Expedition läuft unter dem Namen Exit. Meine innere Unruhe wird hervorgerufen durch meine Unwissenheit. Sonst hatte ich immer schon erlebte Erfahrungen vorher ausgewertet und daraus eine vorprogrammierte Prognose berechnet. Jetzt sieht es anders aus, weil das aufgrund der fehlenden Datensätze unmöglich ist. Trotzdem gebe ich die Koordinaten zuversichtlich in mein Navigationssystem ein. Etwas mulmig ist mir dabei, weil es heißt, dass die alten Menschen uns nie gemocht haben. Ich weiß nicht, was mich erwartet. Meine Angst weicht dem inneren Drang nach Lebendigkeit und ich meine, gespürt zu haben, dass sich mein Experience-Level minimal bewegt hat. Vielleicht war das aber auch nur eine Einbildung. Vielleicht werde ich gleich wieder von einem

Datenjäger ausgekotzt. Während ein Gedanke gegen den anderen prallt, befinde ich mich bereits auf dem Weg in die Urwälder Südamerikas und lasse meinen Blick schweifen. Vollautomatisch gleite ich dahin und überblicke dabei diese wunderschöne Welt. Ozeane, Berge, Wälder, Wüsten so weit das Auge reicht. Das habe ich lange nicht mehr getan – wie lieblos mir das virtuelle Reisen auf einmal dahingegen erscheint. Du hast dich gut erholt, große Kugel.

Tage verstreichen als sich plötzlich eine Lücke im gigantischen, grünen Baumdach auf tut. Wenn ich hier lande, liegt das Ziel noch etwa eine Stunde Fußmarsch von mir entfernt. Ich gehe runter. Die Ankunft im Dschungel war auch mal sanfter. Ich bin aus der Übung gekommen. Das endlose Surfen der Server in den vergangenen Jahren hat mich vergessen lassen, wie anders diese Realität hier doch ist und es kommt mir vor, als würde ich einen unbekanntem Planeten betreten. Gleichzeitig fühlt es sich nach Heimkehr an. Komisch. Dabei bin ich hier noch nie gewesen, glaube ich. Nachdem ich meine nähere Umgebung erkundet habe, halte ich inne. Die schier unendliche Weite der vorhandenen Biomasse ist überwältigend. Es macht den Anschein, als herrschen in diesem Kosmos andere Gesetze. Überall wo ich hin gehe, zeigt sich das Leben von seiner natürlichsten Seite. Farben die Gefühle auslösen, abstrakte Formen als Vorfahren der Architektur, Gerüche verstärkt durch die dicke, feuchte Luft. Gleichwohl wirkt es wie ein unüberwindbarer Lebensraum, dem Menschen eher fern bleiben sollten. Virtuelle Welten würden in die Knie gezwungen werden, versuchten sie dieses Universum zu digitalisieren. Ich verneige mich demütig. Einzelne Sonnenstrahlen schaffen es, die dichte Wolkendecke zu durchbrechen und es wirkt, als würden sie mir einen Weg aufzeigen. Instinktiv folge ich dem Licht. Ich muss mich beeilen, weil die Luft bereits kühler wird und erste Sterne aus ihrem Schlaf erwachen.

Es ist stockfinster. Schalte ich mein Nachtsichtgerät ein, sehe ich ringsum bloß schwaches, neongrünes Leuchten. Auch meine anderen Features geben im Dschungel nach und nach ihren Geist auf. Ob das an der Luftfeuchtigkeit liegt? Das Downgrade ist wohl nicht mehr aufzuhalten, so dass ich mich nun voll und ganz auf meine Sinneseindrücke verlassen muss. Ich lausche. Eine leise Melodie durchdringt den pechschwarzen Raum. Inmitten der überwältigenden Soundkulisse, in der sich Affen, Vögel und andere undefinierbare Wesen ein spektakuläres Konzert zusammen schreien und zwitschern, mache ich eine menschliche Stimme aus. Sie ist kaum zu unterscheiden von den unzähligen Geräuschen, die mich umhüllen, doch ich bin mir sicher. Glühwürmchen begleiten mich während ich ihr hypnotisiert entgegen gehe. Hinter einer Lichtung, auf einem der unzähligen Teiche, liegt eine winzige Insel. Seelenruhig treibt sie auf dem trüben Gewässer. Mehr Platz als für eine unscheinbare Hütte bietet das Fleckchen Erde nicht. Ein Mikrokosmos. Der daraus empor steigende Rauch durchflutet meine Atemwege – er duftet nach Räucherwerk und Tabak. In meinem linken Augenwinkel erregt etwas meine Aufmerksamkeit. Der Sternenhimmel spiegelt sich in hundert glitzernden Augen wider, die mich direkt anstarren. Dem in Dauerschleife ablaufendem Quaken nach zu urteilen, muss es sich um Frösche handeln.

Mein Gehör hat sich nicht getäuscht. Riesige, sattgrüne Frösche haben sich auf einem kleinen Floß versammelt und die Frage, wie ich auf die Insel gelange, hat sich damit erübrigt. Wie selbstverständlich hüpfen einige von ihnen ins Wasser, um mir einen Platz auf den aneinander gebundenen Holzstämmen zu gewähren. Ich nehme platz. Allmählich springt ein Frosch nach dem anderen ins feuchte Nichts und die dadurch entstehenden Mini-Wellen lassen mich samt Floß sachte zur Insel treiben. Sie haben ihre Metamorphose bereits abgeschlossen, meine steht mir womöglich

noch bevor. Ich hüpfte ans Ufer, durch den Stoß verschwindet mein Gefährt in die Nacht hinaus. Dichter Rauch umhüllt mich. Orientierungslos setze ich einen Fuß vor den anderen, als mich plötzlich eine warme Hand erreicht. Voller Vertrauen lasse ich mich durch das graue Rauschen führen, hin zur Hütte. Unsere Kommunikation bedarf keiner Sprache, der alte Mensch scheint zu verstehen,

was ich sagen will.

Ich komme mir vor wie ein Delfin, der in einer enormen Waschmaschine durch die Planeten unseres Sonnensystems gepresst wird und darin alle Gefühlswellen jeglicher bisher gelebten Wesen reitet.

So hatte ich mir sie in meinen kühnsten Illusionen nicht vorgestellt. Und auch die Geschichten darüber, dass sie uns nicht ausstehen können, bewahrheiten sich nicht.

Definitionen eben. Urteilslos geleitet er mich ins Innere der Hütte. Aus dieser Perspektive erscheint sie mir wie eine riesige Höhle. Er trägt farbenprächtige Federn und Perlenketten, die im Schein des Lagerfeuers zum Leben erwachen, wie unsere Schatten an den Wänden. Mit seinem Lendenschurz und den symmetrisch auf seinen Körper tätowierten geometrischen Formen, wirkt er wie ein Wesen aus einer fernen Galaxie. Er bittet mich, es mir auf dem Boden bequem zu machen. Zum ersten Mal seit Beginn meiner Reise verspüre ich Angst. Offensichtlich ist meine Nervosität und Angst nicht unbekannt für den Indianer. In vorsichtiger Achtsamkeit tritt er an mich heran und pustet Tabakrauch über meinen Körper, seine Hände überfliegen mich. Während er singt, beruhigt sich meine Atmung und er bietet mir einen Tonbecher, gefüllt mit einer schwarzen Flüssigkeit an. Ich sehe mein Spiegelbild darin. Bin das wirklich ich? Womöglich denkt sich mein Spiegelbild dasselbe. Ich fühle mich sicher, dann wieder nicht. Die geschlossenen Augen meines Gegenübers würden gar nicht bemerken, wenn ich nun einfach aufstünde und ginge. Entscheidungen. Das bittere Getränk läuft langsam meinen Rachen hinunter und ich schließe ebenfalls meine Augen.

Uralt wirkende Gesänge durchfluten meinen Körper, der nach jedem Atemzug schwerer wird und gleich im Erdboden zu versinken scheint. Mein gesamter Organismus steht unter Druck, auch von innen. Abwechselnde Kälte- und Wärmeschübe verstärken meine aufkeimende Übelkeit. Dann beginnt die Phase der Reinigung. Für einen mir nicht enden wollenden Zeitraum erbreche ich undefinierbare Materie. Es ist, als könne ich meine Angst und Verzweiflung, die ich so lange in mir trug, nun mit bloßem Auge vor mir liegen sehen. Das anschließende Gefühl von Freiheit ist mit keinem Softwareupdate oder Antiviren-Programm dieses Universums vergleichbar. Außerdem hat sich meine Perspektive auf diesen Prozess signifikant geändert: Das Downgrade ist nun vielmehr als Upgrade spürbar. Gedankenlos und schier überwältigt von der Wirkung des Zaubertranks, fliege ich als Kolibri durch den mystischen Dickicht. Es passiert einfach. Die Frage danach, wie ich hier gelandet bin und wieso ich auf einmal als bunter Vogel von Ast zu Ast fliege, hinterlässt ein Grinsen in meinem Gesicht. Ich kann meine Augen nicht öffnen, um sicherzustellen, dass mein Körper sich noch in der Hütte befindet. Das brauche ich aber auch nicht, weil die Anwesenheit des Indianers spürbar ist und Sicherheit ausstrahlt. Etwas gelb-schwarzes weckt mein Interesse. Ist das ein Feuersalamander? Die sind hier doch gar nicht heimisch. Ehe ich meinen Blick vertiefen kann, funkeln mir zwei Speerspitzen große Fangzähne entgegen. Mein sich darin spiegelndes Federkleid verliert vor lauter schreck ein paar Federn, die wie kleine Sternschnuppen in die Tiefe segeln. Kurzzeitig paralysiert von diesem magischen Anblick, ergreife ich die Flucht. Oben wird zu unten. Ich komme mir vor wie ein Delfin, der in einer enormen Waschmaschine durch die Planeten unseres Sonnensystems gepresst wird und darin alle Gefühlswellen jeglicher bisher gelebten Wesen reitet. Barthaare kribbeln in meinem Nacken. Der König des Dschungels ist dicht hinter mir

und es ist weit und breit kein Himmel in Sicht. Abermals jagt der Jaguar mir mühelos bis in die schwindelerregend hohen Baumkronen nach. Ich entkomme ihm nicht. Endlich sehe ich eine glatte Oberfläche und bete, dass es Wasser ist. Ohne zu zögern, kommt mein Verfolger mir nach. Mit einem gewaltigen Sprung katapultiert er sich in die Luft, verfehlt mich dabei nur knapp und landet im Wasser. Leider können Jaguare nicht nur gut klettern, sondern sind auch noch exzellente Schwimmer. Höher fliegen scheint keinen Sinn zu ergeben, weil es kein oben mehr gibt. Außerdem steigt die Wasseroberfläche simultan zu meiner Flughöhe. Kein entrinnen. Erschöpft halte ich mich knapp über dem Gewässer, unter mir kreist die Raubkatze, das Ufer schon lange verschwunden. Ich akzeptiere mein Schicksal und lande sanft auf dem Rücken meines Jägers, der ebenfalls von seinen Kräften verlassen scheint. Für einen kurzen Moment fühle ich sein warmes Fell. Wieso wollte er mich töten? Je länger ich über die Frage nachdenke, desto stärker wird das Gefühl, dass sich etwas unter mir bewegt. Hat er mich ausgetrickst? Doch etwas viel größeres steigt aus den rabenschwarzen Tiefen an die Oberfläche empor. Blitzschnell werden wir gemeinsam von einer Anakonda, so riesig, dass ich ihr Schwanzende nicht ausmachen kann, verschlungen. Ihr Schrei wird vom Lärm der knackenden Knochen des Jaguars untermalt.

Dann Stille.

Das absolute Nichts umgibt mich. Weder weiß noch schwarz. Weder gut noch böse. Weder digital noch analog. Ich fühle mich defragmentiert. Ein zartes Knistern, wie Alufolie in einer leichten Brise, ist hörbar. Die rhythmischen Gesänge des Indianers lassen geometrische Formen in atemberaubenden Farbvariationen vor meinem inneren Auge auf- und abtanzen. Unbeschreiblich. Ich bin in der Unendlichkeit angekommen. Zeit spielt hier keine Rolle mehr. Es wirkt, als würden Sekunden zu Jahren werden. Und

ich weiß absolut nicht mehr, wie lange ich schon hier bin oder wie lange ich hier noch sein werde. Da ist es wieder. Dieses Gefühl von Geborgenheit. Verbunden mit allem, was jemals existiert hat. Eins geworden mit der Natur. Materielle Welten vereint mit inneren Galaxien. Als Kind der heiligen Mutter Erde weine ich vor Glückseligkeit. Ich schmelze und liege in einer Wanne aus warmen Wachs als eine Stimme zu mir spricht: „Öffne dich für deine Menschlichkeit. Die damit einhergehende Verletzlichkeit mag vielleicht angsteinflößend wirken und birgt Risiken in sich, doch sie kann dir zugleich Tore in ungeahnte Sphären ermöglichen.“ Und weiter: „Antworten kommen letztendlich dann, wenn du sie brauchst. Es gibt für alles eine Zeit. Lasse dich fallen und vertraue auf dich und deine Umgebung. Alles, was in dein Leben tritt, ist eine potentielle Erfahrung, aus der du lernen kannst und vielleicht solltest du versuchen einige Dinge zu vergessen, die du bisher erlernt hast und dich deinem Glauben widmen.“

Von dieser grenzenlosen Gratwanderungen am Rande der Realitäten sichtlich erschöpft, öffne ich meine Augen. Die Sonne küsst gerade die feuchte Erde wach, auf der ich liege. Ohne es zu merken, hat mich der alte Mensch ins Freie geschafft. Meine Umgebung wirkt ganz anders auf mich, als wäre ich mit ihr verbunden. Erinnerungen an Zeiten, in denen ich mich mit der Cloud synchronisierte, kommen hoch. Doch jetzt verspüre ich Wärme. Ich habe mich nie zuvor weniger mechanisch gefühlt. Das mag zum einen daran liegen, dass meine kleine rote Kugel nicht mehr leuchtet und zum anderen daran, dass die Neugier herauszufinden, was es mit der Menschlichkeit wirklich auf sich hat, extrem gewachsen ist. Oder bin ich einfach tot? Die Gedanken weichen, als ein Schatten auf mein Gesicht geworfen wird. Der alte Mensch steht über mir und zeigt auf einen wunderschönen Wasserfall.

